

---

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**  
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris  
(Institut historique allemand)  
Band 25/3 (1998)

DOI: 10.11588/fr.1998.3.61478

---

#### Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.



Nicolaus SOMBART, *Wilhelm II. Sündenbock und Herr der Mitte*, Berlin (Volk und Welt) 1996, 246 S.

Sombart hat sich viel vorgenommen. Sein Anliegen erschöpft sich nicht in einer Neubewertung der Person Wilhelms II., sondern es geht ihm um eine generelle Revision der deutschen Geschichtsschreibung über das Kaiserreich. Bei der Suche nach der historischen Wahrheit haben die Historiker demnach sträflich versagt. Da sie den Mythos vom Reichsgründer und Staatsmann Bismarck pflegten, konnten sie die »Größe« Wilhelms II. nicht erkennen. Das von Bismarck errichtete Reich sei aber eine »bis ins Groteske gehende Mißgestaltung« (S. 55) gewesen, der unausweichliche Untergang sei bereits im Reichsbau angelegt gewesen (S. 138). Der Reichskanzler ist in den Augen Sombarts nur »der böse Alte im Sachsenwald« (S. 217), der über seinen Tod hinaus den Kaiser wie ein böser Dämon verfolgte. Daß die historische Forschung seit Jahren ein sehr differenziertes Bild von Bismarck und seiner Politik gezeichnet hat, wird von ihm ignoriert. Desgleichen wird die Frage erst gar nicht thematisiert, warum das Reich unter Bismarck überlebte, während es die Herrschaft Wilhelms II. nicht überstand. Konnte sich das vielfach gefährdete Deutsche Reich tatsächlich einen Romantiker und Idealisten (S. 139) auf dem Thron erlauben, der den verhängnisvollen Flottenbau begeistert vorantrieb und dabei nicht an Seeschlachten dachte, sondern an »Flottenparaden« (S. 130)?

Gegen derartige Fragen hat sich der Vf. immunisiert. Die Handlungen Wilhelms II. seien nicht mit politischen Maßstäben zu beurteilen; er sei weder »Regierungschef« noch »Politiker«, sondern »König« gewesen (S. 91). Der einzig adäquate Maßstab, mit dem das Verhalten Wilhelms II. gemessen werden könne, sei daher das Modell des »sakralen Königtums« (S. 92). Der Historiker habe damit die Grenzen seiner methodischen Erkenntnismöglichkeiten erreicht. Sombart begibt sich nun in die Rolle des Kultursoziologen. In der Tat spricht einiges dafür, daß Wilhelm II. sein Amt tatsächlich in dieser Weise interpretiert hat. Seine öffentlichen Auftritte und Selbstinszenierungen, sein absoluter Herrschaftsanspruch, die prächtige Hofhaltung, der Ausbau des kaiserlichen Machtapparates, die Geringschätzung des Parlaments, seine Reiseaktivitäten, die Entfaltung königlicher Rituale, verweisen in diese Richtung. Bisher eher rätselhafte Verhaltensweisen des Kaisers können vom Vf. sinnvoll gedeutet werden. Und dennoch: Die Denkfigur des »sakralen Königtums« – so der Einwand des Historikers gegenüber dem Kultursoziologen – mag auf das afrikanische Königtum, auf die französischen Könige des Mittelalters und auch auf Ludwig XIV. übertragbar sein (S. 94), nicht aber auf das deutsche Kaiserreich am Ende des 19. Jh. Wilhelm II. war in seinem »Größenwahn« ganz offenbar blind für diese Einsicht. Das Scheitern Wilhelms II., das sich seit den von Sombart ausführlich interpretierten Eulenburg-Prozessen und der Daily-Telegraph-Affäre von 1908 andeutete, läßt sich daher auch ohne Rückgriff auf das der Ethnologie beziehungsweise Kulturanthropologie entnommene mythische »Sündenbock-Phänomen« historisch plausibel erklären.

Rainer LAHME, Hutthurm

Günter WOLLSTEIN, *Theobald von Bethmann Hollweg. Letzter Erbe Bismarcks, erstes Opfer der Dolchstoßlegende*, Göttingen (Muster-Schmidt) 1995, 171 S. (Persönlichkeit und Geschichte, 146/147).

Theobald von Bethmann Hollweg (1856–1921), der letzte über weitreichende Macht verfügende »Erbe Bismarcks« als Reichskanzler, war zu Amtszeiten (1909–1917) ein höchst umstrittener Politiker. Galt er den einen als treuer Diener seines Kaisers oder als besonnener »Philosoph«, sahen andere in ihm den schwächlichen »Flaumacher«, den undurchsichtigen Taktierer oder aber den Interessenvertreter des deutschen Imperialismus. Die offenkundigen Widersprüche, die zwischen Bethmanns Intentionen und der von ihm



mitgestalteten politischen Entwicklung liegen, besonders die Gegensätze zwischen relativ maßvollen außenpolitischen Zielen und der Mitverantwortung am Ersten Weltkrieg, zwischen integrativem Ansatz und zunehmender Polarisierung in der Innenpolitik, aber auch Quellenprobleme – der Nachlaß ging im Zweiten Weltkrieg größtenteils verloren – sind wichtige Ursachen dafür, daß sich bis in die Gegenwart erhebliche Differenzen der Beurteilung erhalten haben. Der Topos vom »rätselhaften« Kanzler, aufgegriffen beispielsweise im Titel einer grundlegenden Biographie von Konrad H. Jarausch aus dem Jahre 1973, spiegelt diese Unsicherheit.

Die nun vorliegende Darstellung von Wollstein fügt sich in die seit 1945 relativ stark ausgeprägte Traditionslinie einer positiven Bewertung und bezieht eindeutig Stellung: Obgleich er einige schwerwiegende »Fehlkalkulationen« Bethmann Hollwegs einräumt, bescheinigt er ihm eine historische »Größe«, die sich von der Bismarcks kaum unterschieden habe. Wollsteins Grundthese lautet, »daß Bethmann seine politische Umgebung deutlich überragte und sein Scheitern keinen Makel darstellte, weil er – auf sich allein gestellt und von anderen im Stich gelassen – den Kampf gegen reaktionäre und chauvinistische Kräfte aufnahm« (S. 9). Anders als Bismarck habe Bethmann, abhängig von einer ihm feindselig gestimmten politischen Rechten, kaum Handlungsspielraum zur Durchsetzung seiner durchaus vernünftigen politischen Ziele besessen. Er gehöre zu »jenen Gestalten der deutschen Geschichte, deren Format darin lag, gegen den Strom zu schwimmen und ihr eigenes politisches Scheitern zu riskieren« (S. 168).

Wollstein hat sein Buch in fünf chronologische Hauptkapitel gegliedert: In knappen Zügen werden zunächst Kindheit, Jugend und der berufliche Aufstieg des begabten Juristen und erfolgreichen Beamten bis zum Staatssekretär des Reichsamts des Innern geschildert. Es folgen Kapitel zur Zeit als »Reichskanzler in den letzten Friedensjahren des Kaiserreichs 1909–1914« und als »Reichskanzler in der Julikrise 1914«. Am ausführlichsten ist der Abschnitt zur Tätigkeit als »Reichskanzler im Ersten Weltkrieg 1914–1917« bis zum dramatischen Finale im Konflikt mit der Obersten Heeresleitung. Eine Betrachtung zum »Lebensabend 1917–1921« mit einer resümierenden Würdigung rundet die Darstellung ab. In einem kurzen Anhang erfolgt schließlich ein instruktiver Überblick über die bisherige Bethmann-Literatur.

Dem Anspruch der Reihe »Persönlichkeit und Geschichte«, Forschungsergebnisse »in knapper, lebendiger, leicht lesbarer Form« zu präsentieren, wird Wollstein gerecht. Dies ist gerade auch für die schwierige Skizzierung der außenpolitischen Problemfelder und der erbitterten Machtkonflikte innerhalb der politisch-militärischen Führung des Kaiserreichs zu betonen. Durchaus sympathisch berührt die Vehemenz, mit der Wollstein für seinen von zeitgenössischen Nationalisten so heftig geschmähten Helden eintritt. Die prononcierte Interpretation, die gemäß der Konzeption der Reihe leider ganz ohne Anmerkungen bleibt, fordert freilich auch zum Widerspruch heraus. Dies gilt für Einzelfragen – etwa wenn Wollstein die beiden Jahre vor Beginn des Ersten Weltkriegs im Zeichen einer »Sanierung der Innen- und Außenpolitik« sieht und dabei beispielsweise die umfangreiche deutsche Heeresvermehrung als »Nachrüstung« (S. 74) deutet –, vor allem aber gilt dies für die überaus starke Betonung von Bethmann Hollwegs Rationalität, Realismus und politischer Kompetenz. Jene Züge im Verhalten des Kanzlers, die nicht in dieses positive Bild passen, werden meist nur als ein zeitweises, von taktischen Überlegungen beziehungsweise vom Druck der innenpolitischen Kontrahenten bestimmtes »Abirren« begriffen (zum Beispiel S. 111 zum Kriegszielprogramm vom September 1914). Grundsätzlich scheint fragwürdig, ob die von Wollstein postulierte Kollision des großen einzelnen mit »allgemeinen Tendenzen und Strukturen seiner Zeit« (S. 163f.) ein geeignetes Erklärungsmuster abgibt. Auch Bethmann Hollweg war von politischen Vorstellungen und Mentalitäten seiner Zeit geprägt, so etwa von einem sozialdarwinistisch gefärbten Fatalismus oder auch von übermächtigen Ängsten und Feindbildern. Wollstein selbst weist mehrfach auf die in alten nationalliberalen Tradi-



tionen wurzelnde Feindseligkeit des Kanzlers gegenüber dem »Slawentum« hin. Weiterhin läßt sich fragen, ob jene Vorgänge, die Wollstein als einzelne Fehlkalkulationen bewertet, nicht eher Ausdruck einer grundlegenden Schwäche der Bethmannschen Politik waren. Immer wieder, am folgenreichsten während der Julikrise 1914 und bei der Berufung Hindenburgs und Ludendorffs in die Oberste Heeresleitung im Sommer 1916, verrechnete sich dieser Reichskanzler mit seinem scheinbar so rationalen Kalkül, das inmitten der komplizierten außen- und innenpolitischen Machtverhältnisse den Charakter einer die eigenen Möglichkeiten überschätzenden hochspekulativen Risikopolitik gewann.

Zusammenfassend läßt sich feststellen: Eine anregende, pointiert geschriebene und wohl bewußt auch zum Widerspruch einladende Kurzbiographie.

Thomas RAITHEL, München

Hermann SCHMIDT, Die Kaiser-Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen von 1895–1910, Reprint mit einer Einleitung von Heinz GOERKE, Hildesheim (Olms) 1995, VIII–168 S.

Mit der hier anzuzeigenden Beschreibung der Kaiser-Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen aus dem Jahre 1910 legt der Olms Verlag bereits das zweite Reprint zur Geschichte der zumeist als Pépinière bekannten Institution vor. War die Neuauflage von Otto Schickerts Geschichte der militärärztlichen Bildungsanstalten (ursprünglich 1895) durch den hohen Informationsgehalt des Buches gerechtfertigt – es stellt bis heute fast die einzige Literatur zum Gegenstand dar – so ist das Schmidtsche Opus weitaus skeptischer zu beurteilen.

Von Buchdeckel zu Buchdeckel ist der Text auf dem notwendigen, sprich bescheidenen Niveau einer zur Eröffnung des Neubaus der Akademie 1910 vorgelegten Festschrift. Hieraus resultiert nicht nur die kuriose zeitliche Begrenzung der Institutionsgeschichte auf 15 Jahre (von der Umbenennung der Pépinière in Kaiser-Wilhelms-Akademie bis zur Eröffnung des Neubaus), sondern auch der durchwegs heroisierende, naive Ton des Textes: Die Geschichte der militärärztlichen Bildungsanstalt erscheint in Form einer Ahnengalerie selbstverständlich allesamt bedeutender Militärs und Wissenschaftler, die in »unererschütterlicher Königstreue und ehrlicher Pflichterfüllung« (S. 114) ihren Aufgaben nachgehen. Immerhin schildert der Text detailliert das Curriculum der zukünftigen Militärärzte, die vom Hause als Stipendiaten gefördert wurden sowie das der Militärärztlichen Fortbildungskurse, die man ebenfalls abhielt. Die im Anhang im Original abgedruckten Regularien über Aufnahme von Studenten an die Akademie, deren Hausordnung, das Verzeichnis der von den Studenten zu benutzenden Lehrbücher und ähnliches mehr, sind die interessantesten Texte im Buch.

Zu bemerken ist, daß die militärärztliche Akademie weit weniger exklusiv war, als es den Anschein hat. Die im Text als Ordentliche Professoren der Akademie aufgeführten Mediziner etwa waren in ihrer Mehrheit Professoren der Friedrich-Wilhelms-Universität. Ohnehin fand die wissenschaftliche Ausbildung der angehenden Militärmediziner schon seit den 1830er Jahren an der Friedrich-Wilhelms-Universität statt, nur wenige Begleitfächer wie Geschichte oder Sprachen wurden im Hause unterrichtet. In der Vergangenheit hatte daher ein Stipendium an der Pépinière den Söhnen weniger Begüterter ein Studium der Medizin ermöglicht: Hermann von Helmholtz und Rudolf Virchow, um nur zwei ganz große Namen zu nennen, waren daselbst Stipendiaten. Die mit dem Stipendium verbundene Verpflichtung zu einigen Jahren militärärztlichem Dienst ließ sich verschmerzen. Besonders Begabte konnten von ihr befreit werden, zudem wurde sie durch zahlreiche in Preußen selbstverständliche Privilegien für Militärärzte aufgewogen. So wurden diese, in zeittypischer Geringschätzung des Zivilen, bei der Besetzung von karriereträchtigen Unterarztstel-